

~Mein Bergisches Land~



Lothar Vieler

***Tante Mary und das
Wirtschaftswunder***

Eine Jugend im Bergischen

~Mein Bergisches Land~

Tante Mary und das Wirtschaftswunder
Eine Jugend im Bergischen
von Lothar Vieler

Reihe: ~ Mein Bergisches Land~
herausgegeben von Thomas G. Halbach

ISBN 978-3-96847-009-2

1. Auflage 3/2021 © Bergischer Verlag,
© Lothar Vieler

Bergischer Verlag
RS Gesellschaft für Informationstechnik mbH & Co. KG
Verleger Arndt Halbach, Martin Czialla
Auf dem Knapp 35 | 42855 Remscheid
E-Mail: info@BergischerVerlag.de | www.BergischerVerlag.de

Lektorat: Katrin Adam
Umschlaggestaltung: Julia Wewer, Kreativagentur Rockoli
Titelfoto: Postkarte, Kölner Straße/Ecke Mittelstraße, RS-Lennep
(Bestand L 10 Sammlung Lempe Nr.230)
mit freundlicher Genehmigung des Historischen Zentrums
Remscheid, Stadtarchiv

Layout und Gesamtherstellung: Bergischer Verlag,
Ernst-Wilhelm Bruchhaus

Das Werk ist vollumfänglich urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung, wie zum Beispiel die Verbreitung, der aus-
zugsweise Nachdruck, die fotomechanische Verarbeitung sowie
die Verarbeitung und Speicherung in elektronischen Systemen
bedarf der vorherigen Zustimmung durch den Verlag.

Über den Autor

„Zu keiner Zeit hätte ich mir träumen lassen, einmal ein Buch zu schreiben und wenn, dann sicherlich nicht über mich.“ , sagt Lothar Vieler über sich selbst.

Für seine Enkel aber wollte er all jene Geschichten, die seine Kindheit und Jugend prägten, bewahren und schrieb sie nieder, woraus dieses Buch entstanden ist.

Menschen und Kultur waren und sind ihm sehr wichtig und er suchte auch nach seinem Eintritt in den Ruhestand nach Betätigungen für und mit Menschen. So ließ er sich zum Stadtführer in Lennep und Naturparkführer im Bergischen Land ausbilden. Als „Gustav am Hackenberg, der Nachtwächter von Lennep“ gibt er bei Führungen durch die historischen Gassen Lenneps sein umfassendes Wissen über die geliebte Heimat weiter.

Für

Laura
Malte
Jannis
und
Sofie

1. Am Anfang war ein Schrei

Schöner hätte dieser Dienstag nicht sein können. Der alte Kirchturm, seit hunderten von Jahren der Mittelpunkt der Altstadt, war durch die aufgehende Sonne von Osten her in gleißendes Rot getaucht, das sich jedoch schnell verflüchtigte. Die Sonne stand am wolkenlosen Himmel und ein leichter Hauch von Grün lag über den Bäumen zwischen der Hackenberger Straße und der Teichstraße. Die im Aufgehen begriffenen Forsythienknospen versuchten die Vorahnung auf die gelbe Blütenpracht des beginnenden Frühlings anzudeuten, als ein lauter heller Schrei eines kräftigen Burschen aus einem 1851 errichteten Klinkerbau, dem Lennepers Krankenhaus, in die Morgenruhe schallte.

An das Licht der Welt, das ich in diesem Moment erblickte, kann ich mich nicht mehr erinnern. Sicherlich hat es mir aber damals schon gut getan, das erste Mal die unverfälschte Lennepers Luft in meinen Lungen zu spüren und diese mit lauten Schwingungen meiner Stimmbänder zu erfüllen.

Wie Mutter mir später erzählte, muss ich sehr pünktlich zur Welt gekommen sein. Diese positive Eigenschaft habe ich bis heute beibehalten.

Schon am darauffolgenden Donnerstag fuhr ich zusammen mit der Frau, die mich neun Monate unter ihrem Herzen getragen und ernährt hatte, im Sportwagen auf direktem Wege zu dem Haus, das für die kommenden sechzehn Jahre mein Zuhause darstellen sollte. In den Kreisen, in die ich glücklicherweise geboren worden war, nannte man 1949 einen Korbkindersportwagen mit abklappbarem Verdeck Sportwagen. Mit mir im Inneren, einem kleinen Handkoffer darauf, der rechts und links weit über den Wagen ragte, und meiner Mutter dahinter, ging unsere erste gemeinsame Wanderung von der Hackenberger Straße durch die Lennepers Altstadt. Von dort war es nur noch ein kurzer

Weg über die Kölner Straße bis zum Kreishaus. Diese anderthalb Kilometer zu gehen muss für meine Mutter eine Freude gewesen sein, weil sie sicherlich nach den zwei Tagen der verordneten Bewegungslosigkeit auf der Entbindungsstation einen ordentlichen Bewegungsdrang verspürte. Außerdem wollte sie natürlich den Weg nach Hause nutzen, um mit Stolz den neuen Familienzuwachs zur Schau zu stellen.

Mein Vater erwartete schon sehnhchst die Wiederkehr meiner Mutter. Schließlich hatte sie während der für uns beide für die Entbindung so notwendigen Zeit im Krankenhaus zu Hause vorn und hinten gefehlt. Zudem freute Vater sich bestimmt schon darauf, seinen zweitgeborenen Jungen zu Hause zu begrüßen und im Arm zu halten. Auch wenn es in meinem Elternhaus normalerweise an erster Stelle darum ging, ein Herrensneideratelier, bestehend aus zwei Gesellen und meinem Vater, so zu betreiben, dass unter dem Strich mindestens so viel übrig blieb, dass unsere vierköpfige Familie ein gutes Auskommen hatte, gönnte er sich diese Zeit gern, denn die Familie war doch noch ein bisschen wichtiger.

2. *Meine Eltern*

So waren meine Eltern das erste glückliche Ereignis in meinem Leben. Etwas Besseres hätte mir nicht passieren können.

Mein Vater war 1909 als Sohn eines Bergmanns und ältestes von neun Kindern in Hamborn geboren worden. Trotz einer kargen, aber von erzählenswerten Erinnerungen geprägten Kindheit und einer harten Lehrzeit hatte mein Vater seinen rheinischen Humor nicht nur behalten, sondern ihn stark ausgeprägt. So war er selbst in schwierigen Situationen perfekt in der Lage, sich dessen zu bedienen. Das kam ihm besonders während seines Wehrdienstes des Öfteren zugute. Für ihn hatte der Krieg die einzige Gelegenheit seines Lebens geboten, andere Länder kennenzulernen, von Frankreich bis nach Norwegen. Kurz vor Ende des Krieges waren ihm allerdings bis zum Ende seiner Wehrpflicht noch zwei Kriegsgefangenschaften zu erleben und erleiden dazwischengekommen. Während dieser schweren Zeit hat ihm seine Gabe des positiven Denkens vieles erträglicher gemacht. Freiwillig berichtete Vater nie vom Krieg, nie von den Gräueltaten, Ängsten und Schmerzen. Wenn er nach langem Bitten doch vom Krieg erzählte, dann hörte es sich für uns Kinder immer mehr nach Schützenfest als nach Schlachtfeld an. Wir hörten ihm gern zu, denn er konnte gut erzählen, und wenn er im Erzählfluss war, leuchteten seine Augen. Da passten solche düsteren Themen nicht.

Mit Kriegsende 1918 war meine Mutter in einem kleinen Dorf in Nordhessen als siebtes Kind und damit als jüngste Tochter von liebevollen Eltern, die eine sehr bescheidene Landwirtschaft betrieben, geboren worden. Ihr Vater war nicht nur Bauer, sondern lange Zeit Bürgermeister. Zwangsläufig war er im Laufe der Jahre des Nationalsozialismus Ortsbauernführer geworden. So wuchs meine Mutter mit solider Zwerg-

schulbildung in einem im Verhältnis schöngestig geprägten Elternhaus auf. Doch schon in jungen Jahren spürte sie, dass ihr das dörfliche Einerlei zu eng wurde. Gegen den Widerstand ihrer Eltern zog sie deshalb aus ihrem Elternhaus aus, um ihr Glück selbst in die Hand zu nehmen. Ihre älteste Schwester war in Dortmund verheiratet und nahm sie gern in ihre Familie auf. Während sie tagsüber für ihren Lebensunterhalt Büros putzte, ließ sie sich in Abendkursen engagiert weiterbilden. Mit viel Fleiß und Durchhaltevermögen hatte sie nach kurzer Zeit die Voraussetzungen erarbeitet, um beim Finanzamt in Dortmund eine Anstellung zu bekommen. Nach dem dörflichen Leben hat sie sich nie wieder zurückgeseht.

Das Kennenlernen beider Elternteile muss spannend gewesen sein, denn rheinische Lebensart kann mit hessischem Dickkopf nur dann gut zusammenpassen, wenn Ehrlichkeit, Schaffenskraft, Kompromissbereitschaft, Erfindungsreichtum, Sparsamkeit, Genügsamkeit und Liebe gleichmäßig verteilt sind. Meine Eltern haben diese Gesetzmäßigkeit über die Zeit ihrer Ehe mit ganzem Herzen verinnerlicht und erfolgreich gelebt.

3. Taufe

An den Tag meiner Taufe kann ich mich wenig überraschend nicht mehr erinnern. Es muss für mich ein großes Ereignis gewesen sein. In der Lennep-er Stadtkirche, der größten Predigtkirche im Bergischen Land, die gleichzeitig eine der ältesten ist, im Mittelpunkt zu stehen und dabei auf Händen getragen zu werden, kommt ja nicht alle Tage vor.

Tante Gretel, eine Schwester meiner Mutter, durfte mich als eine meiner Taufpaten während der Taufe halten. Sie war mit ihrem Mann mit dem Zug aus Bochum gekommen. Zu der Zeit arbeitete Onkel Gustav noch unter Tage, also tief unter der Erde als Bergmann in einer Zeche. So war es auch für ihn ein großes Erlebnis, zur Feier des Tages seinen schwarzen Hochzeitsanzug zu tragen. Dass der Anzug auch nach vielen Jahren noch in Mode war und passte, war nicht außergewöhnlich. Schließlich waren die vier Jahre nach einem verlorenen Krieg nicht die richtige Zeit zum Zunehmen und auch nicht die Zeit für modische Finessen.

Die Geschwister meines Vaters, die zum Teil in Lennep wohnten, waren ebenso festlich gekleidet zur Feier gekommen. Es muss eine sehr große Taufgemeinschaft gewesen sein, die sich um das Baptisterium herum versammelt hatte, dessen Sockel von einem Pelikan, der an seiner Brust seine Jungen füttert, gebildet wurde. Inzwischen weiß ich, dass dieser Sockel der Taufschale eine Stiftung der Familie Hardt ist. Als Mahnmal christlichen Denkens steht eine Skulptur mit gleichem Motiv noch heute in der Mitte des Burghofes der Marienburg, der Heimburg des Deutschen Ritterordens.

Als das Taufwasser meine Stirn befeuchtete, muss ich den Erzählungen nach sehr unwillig geschrien haben. Heute weiß ich, dass dieser spontane Unwille nicht etwa gegen das Sakrament der Taufe gerichtet war,

sondern meiner frühen und lang anhaltenden Abneigung gegen Wasser galt.

Auf die Kirchendecke, die zu dieser Zeit noch mit ausfüllenden Darstellungen der zwölf Apostel bemalt war, habe ich in dem Moment wohl kaum geachtet. Bei späteren Besuchen des Kindergottesdienstes konnte ich das dafür umso ausgiebiger nachholen und mich an den großen Freskenmalereien mit den verschiedenen Gesichtern und Gewändern hoch oben an der Kirchendecke erfreuen. Leider hat uns niemand aufklären können, in welcher Reihenfolge die Apostel hier abgebildet waren. Als zu einer späteren Zeit die Decke restauriert wurde, waren die einzigen Deckengemälde, die ich je in einer evangelischen Kirche erleben durfte, schließlich Geschichte.

Nach diesem Erlebnis in einer so großen Kirche muss der gemeinsame Spaziergang der Taufgemeinschaft zum Kreishaus eine Erholung gewesen sein. Gegenüber diesem geschichtsträchtigen roten Backsteingebäude lag mein Elternhaus. Die Wohnküche war an diesem Tag sicherlich mit Blumen geschmückt, denn im Leben meiner Mutter spielten Blumen eine sehr große Rolle. Trotzdem konnte diese Dekoration nicht darüber hinwegtäuschen, dass es für eine so große Gemeinschaft in unserer kleinen Wohnküche sehr eng gewesen sein muss. Zum Mittagessen soll es einen großen Topf Erbsensuppe gegeben haben. Aus Platzgründen war er unter den Tisch gestellt worden. Man hat mich dann als munter strampelnden Täufling so herumgereicht, dass einer meiner Taufschuhe dabei in die Erbsensuppe gefallen ist.

Diese Geschichte musste ich mir immer dann anhören, wenn meine Mutter ihre kostbaren Erinnerungsstücke wieder einmal durchschaute. Sehr liebevoll in Seidenpapier gehüllt, in einer kostbaren Schachtel aufbewahrt, kamen dabei stets meine Taufschuhe zum Vorschein, von denen einer von der Suppe für alle

Zeiten nachhaltig grünlich verfärbt war. Aber Grün ist bekanntlich die Farbe der Hoffnung und das war schon immer Grundhaltung unserer Familie, geprägt durch die Zeiten, die man hinter sich hatte.

Die Lenneper Stadtkirche

Erst im Nachhinein erfuhr ich, dass die mir immer noch aus meiner Erinnerung als Apostel vorschwebenden Figuren an der alten Kirchendecke in Wirklichkeit Engel waren. Wie Prof. Dr. Hensen in seinem Buch „Die Stadtkirche von Lennep. Ihre Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart“ schreibt, hatte der in Bradford/UK lebende Ur-Lenneper Arthur Hentzen, Kaufmann für Wolle und Lenneper Tuche, 1925 während eines Besuches in seiner Heimatstadt den schlechten Zustand des Innenraumes dieser Kirche reklamiert. Als Mann der Tat mahnte er die Renovierung seiner Kirche, in der er getauft und konfirmiert worden war, sofort an. Er erkundigte sich auch nach den erforderlichen Kosten, die eine Ausmalung des Innenraumes nach reich bebildertem englischem Vorbild verursachen würde und stiftete hierzu 15.000 Mark. Davon wurde diese Kirche nicht nur nach bestem Wissen und Gewissen renoviert. Zudem wurde der Düsseldorfer Kirchenmaler Rüter, zu damaliger Zeit ein sehr bekannter Künstler für die Wandbemalung von Kirchenräumen, beauftragt, den Innenraum zu verschönern. Für die rückseitige Wand, an der zu diesem Zwecke sowohl die Fenster zugemauert als auch die Uhr entfernt wurde, sah er die Szene der Himmelfahrt Christi vor. Die gesamte Deckenfläche widmete er den Zehn Geboten. Je eins war auf einer Gesetzestafel künstlerisch dargestellt und jede Gesetzestafel wurde von einem Engel gehalten. Die noch erkennbaren Fresken-Reste wurden durch eine große Renovierung 1954 der Nachwelt für immer genommen.

4. Tante Mary

Meine zweite Patentante hieß Mary Hofman. Sie war die einzige Tochter eines Veters meines Opas. Schon vor 1900 hatte Onkel Heinrich in dem kleinen Dorf in Nordhessen für sich keine Zukunftschancen erkennen können und war deshalb nach Amerika ausgewandert. Tante Mary wohnte in Washington D. C. und sandte mir bis an ihr Lebensende zu jedem Geburtstag und zu jedem Weihnachtsfest eine für uns außergewöhnliche, wunderschöne Glückwunschkarte. Dazu gab es immer einen langen Brief in englischer Sprache, dem jeweils eine 10-US-Dollar-Banknote beigelegt war. In den Nachkriegszeiten war diese Spende eine sehr große Hilfe, für einen Dollar bekam man vier Mark zwanzig. Dieser Betrag hätte fast dazu gereicht, um für einen Monat die Miete zu bezahlen. Also freute sich die ganze Familie neben Weihnachten auch ganz besonders auf meinen Geburtstag. Irgendwann war ich stolz und froh zugleich, diese Briefe selbst lesen und auf Englisch beantworten zu können. Meine Tante wurde auf diese Weise auch noch meine erste fremdsprachige Brieffreundin. Aber nicht nur das. Bis 1960 bekamen wir von ihr zusätzlich zu jedem Weihnachtsfest schon Ende November ein Carepaket. Für die ganze Familie war der Ankunftstag dieses Paketes ein zusätzlicher Feiertag. Wir alle wollten beim Auspacken dabei sein. Mit „Boah!“- und „Aah!“-Rufen wurden die einzelnen Geschenke kommentiert. Haferflocken und Cornflakes, Erdnussbutter und Campbell-Konserven nahmen am meisten Platz ein und auch eine besonders große Dose Corned Beef fehlte nie. Die Hershey's-Schokoladenriegel und die Kaugummis taten ein Übriges, um dieses Erlebnis unvergesslich wunderbar zu machen. Mein Vater wird sich über die Schachtel Zigaretten am meisten gefreut haben.

5. Unser Zuhause

Mein Bruder war 1945 kurz nach Kriegsende während der Internierung der jungen Familie meiner Eltern noch in Hessen im Elternhaus unserer Mutter geboren worden. Die Wohnung der Eltern meines Vaters in der Bahnhofstraße in Lennep war bei dem letzten Luftangriff im April 1945 zerstört worden. Erst 1947 zog die junge Familie in eine geräumige Wohnung mit angrenzendem Herrenschniederatelier, insgesamt einundsechzig Quadratmeter, in einem sehr kleinen bergischen Fachwerkhaus gegenüber dem alten Kreishaus.

Kreishaus Remscheid-Lennep

Das Kreishaus wurde zwischen 1887 und 1889 im Stile des Historismus als Sitz des Landratsamtes von dem Berliner Regierungsbaumeister Franz Schwechten gebaut, der sich zuvor schon mit dem Bau der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche einen Namen gemacht hatte. Im Erdgeschoss waren nicht nur die Amtsstuben der Kreisverwaltung, sondern auch die Büros der Bergischen Handelskammer und der Rheinisch-Westfälischen Textilberufsgenossenschaft untergebracht. Die Privatwohnung des Landrates erstreckte sich über das gesamte erste Obergeschoss.

Während der Zeit des Nationalsozialismus hieß dieses Gebäude, an der zur Hermann-Göring-Straße umbenannten Kölner Straße liegend, als Domizil der NSDAP Hermann-Göring-Haus. Nach Kriegsende zog 1953 die Realschule ein, bis sie 1974 in den Neubau am Hackenberg umzog.

Dieses anheimelnde Häuschen mit einer Gesamtgröße von rund hundert Quadratmetern teilten wir als vierköpfige Familie mit weiteren drei Mietparteien bestehend aus insgesamt vier Personen. Das Schneideratelier meines Vaters mit bis zu drei Gesellen fand dort

ebenfalls Platz. In dieser räumlichen Enge herrschte eine erstaunliche Lebensqualität, die man sich heute nur schwer vorstellen kann. Man half sich nicht nur gegenseitig, wo man konnte, sondern wir teilten auch Freud und Leid miteinander.

Im gesamten Haus gab es zwei Wasseranschlüsse, eine Toilette und eine Badewanne. Die Wasseranschlüsse befanden sich im Treppenflur im ersten Stock und in der Küche unserer Zweizimmerwohnung. Die Toilette lag hinter dem Haus, mit eigenem Wasserkran und darunterstehendem Eimer. Der Wasserhahn tropfte nämlich ständig. Einen Haken zum Verschließen der Tür gab es auch. Dieses WC war nicht nur für die acht Bewohner dieses Hauses plus die zu besten Zeiten drei Gesellen meines Vaters, sondern auch für den Geschäftsmann vorgesehen, der einen vor dem Haus an der Haltestelle liegenden Laden betrieb. Ein nicht selbstverständlicher und deshalb besonderer Luxus war die Badewanne. Sie stand im Keller, war aus Zink und wartete die Woche über auf Freitag, den Tag, an dem sie beim großen Badevergnügen ihren wöchentlichen Auftritt hatte. Dazu benötigte man jede helfende Hand, denn eine lange Kellertreppe aus Stein galt es zu überwinden, die kleine Fehler beim Auftreten auf die meist etwas schlüpfrigen Stufen schneller als einem lieb war in freien Fall umwandeln konnte. Außerdem waren die Innenseiten dieses Abganges mit Regalen bestückt, in denen von allen Bewohnern unseres Hauses alle Dinge abgestellt werden konnten, die man nicht unbedingt in den Wohnungen benötigte, zum Beispiel gebrauchte Schuhe oder Regenschirme. Überall in diesem Haus war es so eng, dass ein jeder froh sein konnte, nicht so viele Dinge unterzubringen zu haben, wie wir heute meinen, unbedingt besitzen zu müssen. Deshalb tat sich unter allen Beteiligten große Freude auf, wenn der Transport dieser sehr sperrigen Badewanne sowohl nach oben als auch später wieder nach unten

erfolgreich ohne Nachräumen der unglücklicherweise eventuell mit gezogenen Schirme und Schuhe abgeschlossen werden konnte. Meine Mutter hatte am Badetag schon des Mittags ihr Heiligtum, den großen Einkochkessel, mit Wasser gefüllt auf dem Kohlenherd stehen. So konnte am Abend auch die letzte Abteilung in der Badefolge noch etwas warmes Wasser erwarten. Das war in der Regel sie selbst, denn unserem Vater wurde immer Vortritt gewährt. Danach kamen wir Kinder an die Reihe. Nach erfolgtem Bad mit eingehenden Waschungen mit Schwamm und Waschlappen wurden wir schließlich mit einem großen Badetuch intensiv trocken gerubbelt. Ein frisches Unterhemd wurde uns mit den Worten „Gott segne dich“ übergezogen und dann wurden wir mit einem zugeklappten Butterbrot auf einem Teller in das an die Küche angrenzende Schlafzimmer entlassen. Jeden Freitag.

Die Außentoilette, die sich unmittelbar hinter der Tür zum Hof befand, hatte ihre besonderen Regularien. Obwohl ein Haken von innen zur Sicherung der ungestörten Verrichtungsruhe angebracht war, konnte die Beschaffenheit der Tür nicht unbedingt als stabil bezeichnet werden. Ein Ruck an der Außenklinke reichte aus, um eine ruhige Sitzung unwirsch zu stören. Immerhin sorgten die breiten Ritzen, die an allen Seiten der Tür unübersehbar klafften, für eine ausgiebige und permanente Frischluftversorgung. Im Winter jedoch, und harte Winter gab es regelmäßig, kam es aufgrund dieser Luftschlitze an diesem sonstigen Örtchen der Ruhe zu Schneegestöber mit anschließender Schneewehe bis hinter die Toilettenschüssel. In dieser Jahreszeit hieß es ohnehin, den Gang zur persönlichen Erleichterung sehr ausgiebig vorher zu planen. Ohne einen gut gefüllten Wasserkessel mit möglichst heißem Wasser und einen Eimer mit ebenfalls im Hause frisch gezapftem Wasser zum Nachspülen konnte die oftmals wegen der vorwiegend geringen Außentemperaturen

eingefrorene Toilette mit eigenem Wasserkran gar nicht besetzungsfähig gemacht werden. Auch die Erfindung der Wassertoilettenschüssel wäre ohne vorheriges Antauen mit dem heißen Wasser nicht möglich gewesen. Nur so war der Komfort einer spülbaren Schüssel sichergestellt. Das war weit besser als die nach dem Kriege noch oft anzutreffenden Herzhäuschen. Schon von Weitem fielen sie durch ihren besonders intensiv-penetranten Geruch und, wenn man näher kam, durch das in die Tür gesägte Herz auf. Dagegen hatten wir es wirklich gut.

Der Bastelauftrag

Toilettenpapier gab es nicht. Wir Kinder hatten den ständigen Bastelauftrag, alte Zeitungen in handliches Format zu schneiden und mittels Bindendraht zu bündeln. Diese immer sehr schön anzusehenden Heftchen wurden auf der Toilette zum allgemeinen Gebrauch aufgehängt. Bei uns wurde eben auch so manche Kleinigkeit, die das Leben einfacher machte, mit allen geteilt.